

80 Millionen Menschen gehen unter.

Die größte Naturkatastrophe der Weltgeschichte.

Die Annalen der Menschheitsgeschichte kennen keine Katastrophe, welche auch nur annähernd mit der verglichen werden könnte, die sich jetzt in China abspielt. Dort sind 80 Millionen Menschen dem Untergang preisgegeben, also um beinahe ein Viertel mehr als Deutschlands Einwohner. Über zwei Millionen Menschen: Männer, Frauen und Kinder, sollen bereits ums Leben gekommen sein, teils in den Fluten des Jangtse und Hohangho-Flusses, teils am Hunger, der infolge der Uberschwemmung entstanden ist. Die weiteren Millionen werden mit unabwendbarer Sicherheit folgen, da irgendwelche Hilfeleistung in dem von der Uberschwemmung betroffenen Riesengebiet völlig ausgeschlossen ist. Wohl ist es aber denkbar, daß einer weiteren Ausbreitung des Unheils entgegen gearbeitet wird, und daß derjenige Teil der Bevölkerung gerettet wird, dem noch Hilfe erteilt werden kann. Dies allerdings unter der Voraussetzung, daß das dazu notwendige Geld aufgebracht wird, also Geld, das China selbst nicht besitzt und das ihm bis jetzt niemand zu geben für notwendig hält.

Frägt man sich nach den Ursachen der Naturkatastrophe,

die den Jangtse-Fluß in ein Meer verwandelt und Millionenstädte vernichtet hat, so wird man feststellen müssen, daß die Hauptursache die chinesische Regierung oder, genauer gesagt, die Regierungslosigkeit trifft. Die Katastrophe hätte vermieden werden können, wenn nicht die Menschen in ihrer Zerstörungswut mit dem Fluß weit-eiferten.

Der Jangtsekiang, der größte Fluß Chinas, der zweitgrößte Asiens (nach Jenissej) und der fünftgrößte der Welt (nach dem Mississippi, Nil, Amazonas, Jenissej) zeichnet sich durch besonders ungeheure Strömungen und durch besondere Unbeständigkeit seines Wasserstandes aus. Dasselbe gilt, wenn auch in geringerem Ausmaße, für den Hohangho-Fluß, der auch jetzt mit seinem größeren Kollegen leider „Hand in Hand“ arbeitet. Schon zu uralten Zeiten wurden an diesen Riesensystemen — Jangtse hat eine Länge von 5100 Kilometern, Hohangho eine Länge von 4500 Kilometern — Dämme aufgebaut, welche diese Ströme mehr schlecht als recht zu regulieren suchten. Diese Dammbauten sind seit Jahrzehnten dem Verfall preisgegeben. Niemand kümmert sich um sie. Eine zentrale Regierung wäre allein imstande, eine Renovierung vorzunehmen, da die beiden Flüsse durch zahlreiche Provinzen fließen und die Renovierungsarbeiten nach einem einheitlichen Plan durchgeführt werden müssen. Aber eine zentrale Regierung existiert heute nur auf dem Papier. Tschiang-Kai-Schek, der sich als Träger der zentralen Gewalt betrachtet, darf nur in den der Hauptstadt Nanking benachbarten Provinzen dazwischenreden, auf dem übrigen Gebiet Chinas bleiben seine Befehle unbeachtet oder aber werden dort bekämpft. So hätte Tschiang-Kai-Schek, selbst wenn er es wollte, die Aufrechterhaltung der Dammbauten nur teilweise durchführen können, was schon an sich ein Erfolg wäre und eine Katastrophe wie die jetzige zumindest in diesem Riesenausmaß unmöglich gemacht hätte. Aber Tschiang-

Kai-Schek wollte es nicht. Er hatte andere Beschäftigung und hat sie bis auf den heutigen Tag: das ist der Kampf mit den verschiedensten Generalen, die aus dem ewigen Bürgerkrieg allesamt ein ausgezeichnetes Geschäft machen. Die jetzige Uberschwemmungskatastrophe wurde von den Fachmännern vorausgesehen. Auf die drohenden Gefahren wurden die heutigen Herrscher Chinas wiederholt hingewiesen, und doch

wurde nicht das Allernötigste getan, um das Uberschreiten riesiger Gebiete, die Millionen an Menschenopfern und den unermesslichen Schaden an Hab und Gut zu verhindern oder auch nur aufzuhalten.

Das, was jetzt in China geschieht, ist eine ungeheuerliche und leider zu hundert Prozent gerechtfertigte Anklage gegen das herrschende Regime und gegen die allgemeine politische Lage in China.

Das Echo, das die gräßliche China-Katastrophe in der log. zivilisierten Welt gefunden hat, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie weit es schon mit dem seitlichen Zerfall in Europa und Amerika gekommen ist. Die Riesenzahlen des Elends regen kaum jemanden ernstlich auf. China ist weit, Hunger und Not hat es dort immer gegeben, und überhaupt: was gehen uns die Chinesen an? Haben die Europäer und die Amerikaner nicht in ihren eigenen Ländern Elend genug, wenn auch das Schlimmste, was in diesen Ländern geschieht, nicht mit dem Schrecken des Weltunterganges in China verglichen werden kann? Es hat sich ein internationales Hilfskomitee gebildet, an deren Spitze neben den zahlreichen linksradikalen Organisationen und Arbeiterverbänden zahlreiche bürgerliche Intellektuelle stehen. So sehr man aus sachlichen Gründen der Arbeit dieses Komitees einen durchschlagenden Erfolg wünscht und so sehr man seine Tätigkeit der breiten Öffentlichkeit empfehlen sollte, so muß in aller Offenheit bezeugt werden, ob es diesem Komitee gelingt, die Millionen Chinesen, die dem Verderben preisgegeben sind, noch im letzten Augenblick zu retten. So ist es um die Privatinitiative bestellt. Und die Regierungen? Und der Völkerbund?

Der Völkerbund: man würde sagen, er habe heute Wichtigeres zu tun; nicht nur China — die ganze Welt steht vor dem Untergang. Das mag richtig sein. Aber auf diesem großen Gebiet tut der Völkerbund sowie nichts und es wäre eine unverzeihliche Mission, in dieser Richtung etwas von ihm zu erwarten.

Da hätte er sich zumindest mit einer China-Hilfe befassen können. Nichts ähnliches geschieht. Gens bietet das allgewohnte erbärmliche Spiel kleiner politischer Leidenschaft und Eitelkeiten, wobei das Herumreden unwichtiger Dinge die einzige Sorge der Beteiligten ist. Das alles ist traurig und verabscheuungswürdig angesichts des langsamen Sterbens in den Ländern der weißen Nationen und vielleicht noch trauriger und verabscheuungswürdiger angesichts des rapiden Massensterbens in China. Am traurigsten aber ist vielleicht, daß uns dieses China mit all seiner unvorstellbaren Not mit dem Untergang von 80 Millionen Menschen so gleichgültig bleibt...

Im Zeichen der Abrüstung.

Bau eines neuen französischen Schlachtschiffes geplant.

London, 9. September. Das französische 23 000-Tonnen-Schlachtschiff, dessen Bau das französische Parlament im Juli wegen fehlens technischer Einzelheiten die Zustimmung verweigert hatte, soll, wie der Marinereporteur des „Daily Telegraph“ aus guter Quelle erfährt, auf die Tagesordnung der nächsten Kammer Sitzung gesetzt werden. Es sei klar, daß die Mehrheit der Kammer die baldige Aufstellung eines einzigen Schlachtschiffes wünsche, und in diesem Sinne stimmen werde. Wenn die Kredite für dieses Schiff bewilligt würden, so bedeute das

das Ende des Baujahres für Schlachtschiffe.

Da seit der Übernahme der englischen Schiffe „Rodon“ und „Nelson“ im Jahre 1922 kein derartiges Schiff mehr auf Stapel gelegt worden sei. Der Korrespondent fügt dann hinzu, daß durch den Bau eines Schwerekreuzers der

„Deutschland“ sich die Gründe für die Aufkapplung des französischen Schiffes verhärtet hätten.

Der englische Korrespondent vergißt aber zu sagen, daß Deutschland innerhalb der vom Versailler Vertrag gezogenen Grenzen nicht nur zwei Panzerschiffe auf Stapel haben dürfe, sondern bereits sämtliche Panzerschiffe, die ihm im Versailler Vertrag zum Ersatz der veralteten Linienchiffe zugestanden worden sind, fertiggestellt haben dürfe. Nichtsdestoweniger hat sich Deutschland bisher mit der Fertigstellung eines einzigen Schiffes begnügt, das überdies nur 10 000 Tonnen groß ist. Das im Jahre 1924 beschlossene französische Marinebauprogramm sieht dagegen den Bau von jährlich 50 000 Tonnen neuer Schiffe vor. Wenn man bedenkt, daß die gesamte deutsche Flotte eine Tonnage von nur 125 000 Tonnen hat, so ergibt sich daraus, daß Frankreich innerhalb von drei Jahren so viel Tonnage auf Stapel legen kann, wie der jetzigen Größe der gesamten deutschen Flotte entspricht. Die Flottengröße des französischen Stand-

Spiel um Freiheit.

Roman von E. V. Oppenheim.

Mein übermütiger Vorschlag wurde mit einstimmigem Beifall aufgenommen. Unser Abgang aus dem Restaurant, ein paar Minuten später, erreichte beinahe ebensoviel Aufsehen als früher unsere Ankunft. Mr. Moh, die Hände in den Hosentaschen, ging voran, den Hut wie gewöhnlich so schief aufgesetzt, daß seine Vordachfläche darunter zum größten Teil sichtbar war. Mr. Barker nahm seinen Arm, als sie hinausgingen, und ich sah, wie ihnen Mr. Cullens Augen hinter seiner Zeitung hervor folgten. Sie stiegen in ein Taxi und Edo und ich folgten ihnen in einem zweiten — eine Einleitung, die Mr. Moh nicht zu gefallen schien. Evas Hand faßte sich in die meine, als wir wegfuhrten. „Wissen Sie,“ sagte sie ernsthaft, „ich finde es gräßlich, Sie in solcher Gesellschaft zu wissen. Für uns geht es ja, denn wir sind hier in einer fremden Stadt, aber ich habe gesehen, wie Bekannte von Ihnen Sie angesehen und dann miteinander gestüßert haben. Sie müssen glauben, Sie seien verrückt geworden.“ „Solange Sie dabei sind, Liebste,“ versicherte ich ihr, „kümmerst es mich nicht, wohin oder mit wem ich gehe.“ „So sehen Sie aber gar nicht aus, wissen Sie!“ seufzte sie. „Wenn ich Ihnen aber wirklich leid tue,“ fuhr ich fort, „dann beenden Sie diesen Zustand. Ihr Vater könnte uns schon für eine Weile missen.“ Bei dem hereinblühenden Licht konnte ich sehen, daß sie ernst wurde und eine Woge Mitleid überflutete meine Brust. „Eva, Liebste,“ flüsterte ich, „Sie müssen mir erlauben, Sie von hier wegzubringen. Sie müssen! Sie sind viel zu gut und lieb für den Verkehr mit solchen Leuten, für dieses Leben überhaupt. Warum zögern Sie auch nur eine Sekunde?“ Einen Augenblick lang schloß sie die Augen. Als sie mich wieder ansah, lachte sie. „Sie sind ein lieber Junge,“ sagte sie, „helfen Sie mir nun auszustiegen, wir sind angekommen.“ Man hatte uns vier Stühle vorne reserviert und nachdem die kleine Schwierigkeit überwunden war, Mr. Moh zur Trennung von seinem Hut zu bewegen, setzten wir uns, bereit, die Vorstellung zu genießen. Mr. Moh schien auch ein wenig enttäuscht zu sein, daß sein Befehl an den

galonierten Billetten, sofort etwas zum Trinken zu bringen, nicht gleich vollzogen wurde, sich sonst aber völlig zu Hause zu fühlen. Wir waren vielleicht eine halbe Stunde dort, als ich eine plötzliche Veränderung in seinem Benehmen bemerkte, die sich gleichzeitig in dem ersten Ausdruck spiegelte, der sich über Mr. Barkers wohlwollendes Antlitz breitete. Ein weißhaariger alter Herr mit rotem Gesicht und jovialer Miene hatte neben ihnen Platz genommen. Er sah aus, als sei er vom Land herein gekommen und habe sich in der Stadt einen vergnügten Tag gemacht. Sogar von meinem Platz aus konnte ich die braune Lederbrieftasche aus seiner Brusttasche rasch sehen. Ich beobachtete sie beide wie fasziniert. Die Veränderung, die mit Mr. Moh vorgegangen war, war verblüffend. Sein leichtsinniger Genieherausdruck war verschwunden; er rauchte wohl noch, war aber sichtlich gespannt wie eine Feder, die sich zum Sprung anstellt. Mr. Barker zeigte sich gleichfalls interessiert. Ich sah, wie er Mr. Moh etwas ins Ohr flüsterte, und eine Ahnung dessen, was bevorstand, ergriff mich wie mit Eiseshand. „Ich bin dafür, wir geben etwas trinken,“ erklärte Mr. Moh ziemlich laut. „Kommen Sie, Verehrtester!“ Sie standen beide auf. Der alte Herr zog die Hände ein, um sie vorüberzulassen. Obwohl ich unverwandt hinstarrte, war es mir ganz unmöglich, allen ihren Bewegungen zu folgen, aber als sie vorüber waren, war die Brieftasche verschwunden. „Haben Sie das gesehen?“ flüsterte ich Edo zu. Sie schüttelte den Kopf. „Die Brieftasche dieses alten Herrn,“ flüsterte ich, „Sie haben sie!“ Edo sah einen Augenblick ganz starr, sie schien auch nervös zu sein. Ich blinnte den Gestalten von Mr. Barker und Mr. Moh nach, wie sie sich entfernten. Auf einmal wurde mir schwach. Ich sah den alten Herrn aufspringen und ihnen nachellen und dort, am Ende der Reihe, hand Mr. Cullen mit einem Begleiter und wartete. Ich erblickte mich rasch. „Ich fürchte, es wird etwas Schlimmes geben,“ sagte ich, „ich will gehen und nachschauen, ob ich helfen kann. Es steht überhaupt aus, als wäre das Ganze eine Falle.“ Ich folgte den anderen schnell. Man mußte es Mr. Cullen lassen, daß er die Sache mit großer Discretion und unter möglichster Rücksichtnahme auf das Lokal leitete. Er hielt Mr. Barker und Mr. Moh auf, als sie das Ende der Reihe erreichten. „Bitte mit mir zu kommen,“ sagte er, „ich habe Ihnen draußen etwas zu sagen.“

punktes kann durch nichts schlagender bewiesen werden, als durch solche Ziffern.

Die Pariser Presse zu Grandis Vorschlag

Paris, 9. Sept. Die Genfer Rede des italienischen Außenministers Grandi wird in der Pariser Morgenpresse mit lebhaftem Interesse verfolgt. Bertinaz schreibt im „Echo de Paris“, Grandi habe es in erster Linie auf Frankreich abgesehen, dessen Heeresorganisation Italien ein Dorn im Auge sei. Französischerseits könne man hierauf nur antworten, daß Frankreich gar nicht auf rüste, abgesehen vielleicht von seiner Streitmacht zu Wasser. Aber in dieser Frage erwarte man augenblicklich aus Rom eine Antwort auf einen neuen französischen Vorschlag, nach dem beide Länder ihre Bauten bis 1936 auf den Durchschnitt der letzten neun Jahre herabsetzen sollten. Italien habe die Organisation seines Heeres beendet und auch in der Grenzverteidigung einen Vorsprung vor Frankreich. Seine Macht sei unbedingt verhärtet, wenn Frankreich zwischen dem vergangenen Heeresystem und dem neuen in der Schwebe bleibe. In der Flottenfrage habe Italien durch das italienisch-französische Abkommen, das die Flottenparität für ein Jahr ausgeprochen habe, einen Vorsprung gewonnen. Französischerseits wünsche man aber nicht, daß sich dieses Experiment auch bei der Landmacht wiederhole.

Grandi müsse sich darüber klar sein, daß seine Vorschläge keinerlei Aussicht hätten, von Frankreich angenommen zu werden.

Das Journal stellt fest, daß Grandi eine Ausdehnung der internationalen Solidarität auch auf die Sowjetunion wünsche. Seine Ausführungen seien jedoch mehr auf den Persönlichkeitserfolg abgestellt gewesen. Bemerkenswert sei die enge Anlehnung an Amerika und die anderen angelsächsischen Länder. Der Petit Parisien betont, daß der italienische Außenminister in erster Linie seine Solidarität mit England habe bezeugen wollen. Das Deuvre glaubt nicht, daß Italien die Vorschläge Grandis in Form einer offiziellen Denkschrift dem Völkerbund unterbreiten werde. Der italienische Außenminister werde sich damit begnügen, seine These in einer Rede dargelegt zu haben.

USA-Banken und Stillhalteabkommen.

Newport, 9. Sept. Das Stillhalteabkommen der amerikanischen Banken ist so gut wie abgeschlossen, nur von zwei Bankgruppen fehlen die Antworten noch aus. Noch am Mittwoch dürfte die Reichsbank von der Annahme des Abkommens telegraphisch verständigt werden.

Mexico nimmt die Einladung des Völkerbundes an. Newport, 9. Sept. Die mexikanische Regierung hat die Einladung zum Eintritt in den Völkerbund angenommen. Die formelle Bestätigung durch den Senat wird schon in aller nächster Zeit erwartet.

4195000 Arbeitslose.

Berlin, 8. Sept. Nach dem Bericht der Reichsanstalt für die Zeit vom 16. bis 31. August hat sich das Ansteigen der Arbeitslosigkeit, das Mitte Juli eingeleitet hatte, seit Mitte August etwas langsamer fortgesetzt als in der ersten Hälfte des Monats. Am 31. August waren bei den Arbeitsämtern rund 4 195 000 Arbeitslose gemeldet; diese Zunahme gegenüber dem vorhergehenden Stichtag betrug sich auf rund 91 000 und blieb damit hinter der Zunahme in der ersten Hälfte des Monats (rund 114 000) zurück.

Die Zahl der Unterhaltungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung und Arbeitslosenversicherung ist zahlenmäßig stärker, nämlich zusammen um rund 96 000 gestiegen, während in vorhergehenden Berichtabschnitt beide Unterhaltungs-einrichtungen zusammen einen Zugang um rund 49 000 Unterhaltungsempfänger zu verzeichnen hatten. Am 31. August wurden nach den vorläufigen Zählungen der Arbeitsämter in der Arbeitslosenversicherung rund 1 281 000 (am 15. August sind 1 225 000), in der Arbeitslosenversicherung 1 095 000 (am 15. August sind 1 055 000) Hauptunterhaltungsempfänger betreut. Insgesamt hat die Arbeitslosigkeit seit dem sommerlichen Tiefpunkt nicht stärker zugenommen als während der gleichen Entwicklungsperiode des Vorjahres; doch ist dabei zu beachten, daß der Ausgangspunkt in diesem Jahre erheblich höher liegt.

Die Zahl der Wohlfahrtsverwerbslosen belief sich Ende Juli, am Stichtag der letzten Zählung, auf rund 1 063 000.

Mr. Moh wollte erst einen Versuch machen, zu entkommen — blühte sich ein wenig, um vielleicht durchzuschlüpfen, aber ein Stoß den ihm Mr. Barker gab, belehrte ihn eines Besseren.

„Was wollen Sie?“ fragte er komplustig. Der alte Herr hatte sie nun erreicht, er war sehr rot im Gesicht und sprach unzusammenhängend. Er wendete sich an Mr. Cullen und mit schwindender Zweiselt, daß dies eine von dem Detektiv gestellte Falle sei.

„Mr. Moh ist meine Brieftasche gestohlen worden!“ rief er. „Einer dieser beiden muß sie haben. Jemand soll den Direktor holen!“

Nur wenige Leute, die in unmittelbarer Nähe saßen, bemerkten, daß etwas Ungeordnetes vorgehe. Die Wandelgänge waren gerade an diesem Punkte fast ganz leer.

„Der Herr irrt sich bestimmt,“ erklärte Mr. Barker mit Würde. „Neben ich noch mein Freund wissen etwas von einer Brieftasche.“

„Ich erbauere,“ sagte Mr. Cullen höflich, „aber ich muß Sie beruhigen, sofort mit mir zu kommen, und Sie auch.“ Mr. Moh sagte er an den alten Herrn gewendet hinzu. „Ich bin Polizeibeamter und wir werden die Sache dort untersuchen. Sie werden wohl auch hier kein Aufsehen erregen wollen. Ich habe zwei Beamte mit.“

Und er wies auf zwei Männer, die irgendwo aus dem Hintergrund aufgetaucht waren.

„Ich gehe mit dem größten Vergnügen mit Ihnen,“ sagte Mr. Barker. „Gleichzeitig muß ich bemerken, daß dieser Herr offenbar getrunken hat: seine Beschuldigung ist lächerlich.“

In demselben Augenblick fühlte ich, wie mir etwas Hartes in die rechte Hand gestoßt wurde. Mit einer Geschwindigkeit, die an das Wunderbare grenzte, hatte Mr. Barker, der mit den Händen in den Hosentaschen dastand, eine derselben — offenbar durch eine geheime Öffnung in seinem Rock — damit herausgeholt. In diesen paar Sekunden glaubte ich Jahre zu erleben. Ich hatte keine Zeit nachzudenken und mir klarzumachen, daß mich nichts davor retten konnte, am nächsten Morgen der Polizei als gemeiner Taschendieb vorgeführt zu werden, wenn mir mißlang, was ich nun begann: ich packte die Brieftasche und ohne mit einem Muskel zu zucken, ließ ich sie in die Abertafel des alten Herrn gleiten. Der Augenblick war vorüber! Mr. Barker hatte den Vorgang gedeut, indem er sich etwas nach vornwärts bewegte. Ich hatte vor Jahren dem Tod ins Antlitz geblickt, aber doch einen Schauer hatte ich noch nie verspürt. (Fortsetzung folgt.)